

Die Flucht.

Roman von Ida Boy-Ed.

(Fortsetzung.)

„Conradine sprach wirt durcheinander. Er konnte nicht fort sein — alle Mittel fehlten ihm — er konnte sich nicht getödtet haben — der Revolver sei da — man müsse ihn suchen — dann nahm sie den Revolver zurück und sagte, er werde wiederkommen, es sei gewiß — und dann jagte sie Jasperen förmlich fort, er solle suchen, suchen. Sie wußte nicht, was sie wollte und begann zu weinen.“

„Höbe trönete ihre Thränen. „Ich beschwor sie, doch hierher zu kommen. Es war doch das Nächste und Einzige und Selbstverständliche. Aber sie sagte beinahe ungeduldig: „Was tann Adrian dabei helfen?“ Dann aber besann sie sich anders und wollte gleich her zu Ihnen. Schon war sie in ihrer Zimmer gelassen, um ihren Mantel zu holen — da fiel sie ohnmächtig hin. Ach Adrian, es war schrecklich anzusehen, wie sie dalag, so bleich und lang in ihrem weißen Morgenrock — wie eine Todte. Wir legten sie auf's Bett und die Pforten nicht bei ihr und macht ihr Umschlage. So ließ aber rasch anspannen und fuhr mit dem Jagdwagen bis zum Schlauchbaum — von da ließ ich, denn der Frühweg ist von da an viel näher. Es war doch das Beste, Sie zu holen, Adrian, nicht wahr?“

Vertrauensvoll und schon halb getrocknet sah das Kind ihn an. Er los es wohl in diesen blauen Augen: für sie war er der Helfer, Retter und Tröster in jeglicher Noth.

Er freischelte sanft die kleinen Hände. „Gewiß war es das Beste. Und wie kalt die Fingerringe sind, o!“

Er nahm sie und führte sie zwischen den seinen zu seinem Mund empor, um sie warm zu hauchen, wie man bei kleinen Kindern thut.

„Können Sie die ganze Sache begreifen?“ fragte sie und sah zu ihm empor, ihren Blick in seinen versenkend, „ich nicht. Die Liebe ist doch etwas so Einfaches und Klares. Man liebt eben. Da tann es doch keine Kämpfe geben — ob man sich versteht oder nicht, ob man für einander daht oder nicht — ich meine beinahe, wo solcher Kampf ist, ist gar nicht die rechte Liebe. Und was so drum und dran ist, ist doch erst recht ganz gleichgültig. Ich glaube, Felix hat sich auch Gedanken darüber gemacht, daß er nichts hat, wie man das so nennt. Gott, als wenn das „Geben“ was ausmacht! Im Gegentheil. Es muß ja sehr, sehr schön sein, viel Geld zu haben, damit man dem lieben Manne alle Sorgen nehmen kann, und ich glaube, der Mann tann das gern in seinem Fall annehmen. Aber noch schöner ist es doch gewiß, wenn man dem lieben Mann sagen darf: Du hast Noth? — ich will sie theilen! Du tannst mir keine Kleider kaufen? — ich will die alten stücken! Du hast vor Arbeit keine Zeit zum Glück? — ich will mit Dir in der Arbeit glücklich sein. Ach, das was erst das rechte, wahre Glück in der Liebe sein! So mitkämpfen, Adrian, nicht wahr? Ich habe so viel darüber nachgedacht, besonders in der letzten Zeit . . . wo ich so neben einem . . . neben einem Brautpaar . . .“

Sie verlor den Faden ihrer Rede. Adrian sah ihr so tief, so eigen in die Augen. Seine Finger umschlossen so fest, so heiß ihre Hände.

„Höbe“ murmelte er, „das ist ja alles sehr schön, ganz wunderbar. Aber am Ende doch bloß Theorie! Wenn das mal in der Praxis so für Sie käme — so 'ne Zumuthung . . . mit einem Mann, der Sie liebt . . . und ganz arm ist . . .“

Höbe wurde flammend roth. Sie wandte ihr Köpfchen hin und her wie ein schwerer Vogel.

„Ich . . . ich dachte das nur so im allgemeinen.“ stotterte sie verlegen. Adrian sagte sich mit Gewalt. Jetzt war nicht die Zeit, an sich selbst zu denken.

„Natürlich — nur so im allgemeinen.“ wiederholte er mit einem unfreien Lachen und drückte Höbes Hände noch fester.

„Ja, das waren süße, verständige Worte gewesen — sie hatten ihm den Himmel aufgethan!“

Wenn sie es so ansah, so mit offenen Augen seine Armut anschaute und gar keinen romantischen Nimbus darum focht — dann am Ende ließ es sich doch schon wagen . . . Und was es nicht ihr vorbestimmtes Schicksal? War sie nicht für ihn erwachsen, blühte sie nicht ihm entgegen, hatte sie wohl in ihrem Leben einen anderen Gedanken gehabt als ihn . . . War diese wunderbare Einfachheit ihres Herzens und des seinen nicht gerade jetzt wie eine Offenbarung, wo die andern beiden scheiteren an dem Ballast, mit dem das Leben ihre Seelen überladen hatte. War nicht am Ende die Einfachheit zugleich die Stärke?

„Komm, meine Höbe,“ sagte Adrian, aus seinen Gedanken aufwachend, „wir wollen zu der unalldischen Frau. Das ist jetzt unsere Pflicht.“

Er war so innig in seinem Wesen, so ganz in seinem Gebahren, als er

Höbe das Mützchen aufsetzte, ihr die Jacke umgab und sie dann zur Thüre geleitete. Und er hatte „du“ gesagt wie in Kindertagen.

Höbe war ganz stumm und besonnen, ihre Herz klopfte.

Er erzählte ihr, daß Felix sich in der Rettungsstation verborgen halte, und besprach mit ihr, sie um Rath fragend, ob man Conradine dies mittheilen müsse oder dürfe, denn er hatte vorsichtshalber jedes Versprechen in dieser Hinsicht Felix gegenüber vermieden.

Höbe aber war natürlich der Meinung, daß alles am besten sich so entwickle, wie Adrian es bestimme.

„Weißt du,“ sagte er endlich, „am besten scheint mir, daß wir erst zu ihm gehen und ihm von ihren Leiden sprechen. Dann können wir ihr doch vielleicht eine Botschaft bringen.“

„Ja, so ist's sicher am besten.“ Sie gingen zusammen denselben Weg, den Adrian Morgens um zehn Uhr schon einmal gemacht. Der Wind piff noch immer scharf von Osten her und zerpte Höbe an ihren Kleidern wärts und ließ Adrians Mantelstragen nach vorn flattern.

Am Himmel stand kein Wölkchen, und die dünne Schneedecke war so fest gefroren, als daß der Wind sie hätte aufschüttern können. Hart klug es vom Boden zurück, wie die schnell wandernden Füße dahinschritten. Auf einer Pappel am Weg sah eine Krähe, mit flammenden Flügeln hielt sie sich an einem schwanken Reis und ließ sich mit demselben im Winde hin und her bewegen, der ihr Gefieder sträubte.

Adrian und Höbe aber wanderten schweigend dahin. Sie vermieden es, sich anzusehen, denn sie waren beide etwas verlegen. Aber auf ihren Gesichtern lag der Wohlstand des Glückes.

Als Felix sich allein sah, setzte er sich auf einen Holzstuhl nahe am Herde. Ein Gefühl förmlichen Behagens kam erkend über ihn. Er brauchte sich nicht mehr zu bewegen, er brauchte nicht mehr zu sprechen, nicht mehr zu zuhören, wenn ein anderer sprach. Er konnte ganz, ganz still sein. Neben ihm knisterten die hellen, wärmependenden Flammen.

Aber die Kälteschauer, die durch seine Adern flogen, wollten auch in der Flammennähe nicht weichen, und er fühlte nach wie vor beim Athmen die Etische in der Lunge.

Was konnte das zu bedeuten haben? Eine beginnende Lungenerkrankung? Vielleicht. Es war ihm ganz gleichgültig.

Er versuchte an die Zukunft zu denken, nur an die von morgen und übermorgen. Aber seine Gedanken waren nicht fähig, einen Plan zu verfolgen. Wirt gingen sie ihm bald durch-einander.

Sein Kopf glühte. Ein verzehrender Durst machte ihm die Zunge trocken. Mühsam stand er auf und sah in dem Rauch nach, den Adrian mit hergebracht. Es waren nur Sachen zum Essen darin, aber ein Becher. Die Flasche, die schon ausgepakt daneben stand, sah Felix nicht. Seine Hände waren unfähig. Ihm kam es vor, als flüge ab und zu etwas Schwarzes aus seinen Augen vorüber.

Und der Durst war unerträglich. Die Lippen schienen ihm springen zu wollen, die Zunge war schwer und trocken.

Traulich lag Schnee — ihm vor-nemigster so, als sei er über Schneefelder hergewandert. Er nahm den Becher, um ihn draußen mit Schnee zu füllen. Seine Füße trugen ihn kaum. Ein Gefühl von Schwindel ließ alles um ihn treifen.

Er stand auf der Schwelle und sah mit blasser Verwunderung, daß Strand, Kiefernwald und Himmel in Aufruhr-bewegung waren.

Das war ein paar Sekunden. Dann tappte er vorwärts und wollte sich bücken. Der eisige Wind traf sein Gesicht wie kaltes Wasser. Das ernüchterte und erschrafte ihn einen Moment.

Und wie er so stand, vor sich den weißen, öden, verkrümmten Strand, hinter sich die Trümmerhaufen der Ruine, fühlte er plötzlich eine große Hilfslosigkeit.

Es schien ihm unmöglich, sich nach dem Schnee zu bücken, und es schien ebenso unmöglich, sich für die drei Schritte bis zur Hauswand, an der er sich stützen konnte, um die Thür zu erreichen, noch zu ermannen.

Aber rührte sich da nicht etwas? Da krochen doch zwei Männer durch die Kiefern? Standen sie nicht still? Sahen sie nicht nach ihm? Ließ der eine nicht zurück? Oder war es doch nur einer gewesen? Denn nur ein Mann tann heran.

Felix wollte winken und rufen und konnte nicht. Aber der Mann kam von selbst näher und näher. Und plötzlich verwandelte sich die willkommene Erscheinung in Schreden. Es schien kein Mensch, der tam. Höher und höher wuchs die Riesengestalt, und vom Brausen der Luft, vom Donner der Wogen heranaetrieben, vom tausend Geräuschen umbrüllt — eine fürchterliche Erscheinung.

Und während der Dauer einer Sekunde war es wieder Jasperen, der mit wuchtigen Schritten herantam . . . Dann war es wieder ein Gespenst, dessen schwarzer Scheitel an den Himmel ragte. Und dann drehte es sich mit dem Himmel und der Erde im Kreise. Vor Felix heißen, glänzenden Augen zerrissen plötzlich die Schleier. Dicht vor ihm stand der Mann, den er gehaßt und gefürchtet, seit er ihn zuerst sah, ohne zu wissen warum, mit der Macht des Instinctes gegen die Stimme des Verstandes.

„Ich bin ausgeschickt, Sie zu suchen,“ begann eine Stimme, klanglos vor Erregung.

Felix sah starr in das Gesicht, daraus ihm der Haß unverhüllt entgegen-sprang.

Und hätte er noch denken können, so würde er vielleicht gedacht haben, wie sich hinter der Stirn des andern alles malen möge: als eine Tragödie des Lindankes, als eine Geschichte, wie man von einer edeln Frau Geld, Stellung, Liebe erheischt und sie dann verläßt, wenn man das Letzte von ihr empfangen. Er hätte vielleicht begriffen, daß ein brutaler Sinn in allen Ereignissen auch nur die brutalen Linien zu erkennen vermag.

Aber er konnte nichts mehr denken. Er konnte auch nichts antworten.

„Ich — will — hinein,“ stammelte er und streckte die Hand aus, um sich dem andern zu halten.

Reich ward es ihm vor Augen, und als die hilfelesende Hand seinen Arm berührte, stieß er sie mit eiserner Faust von sich. Und stieß noch einmal und traf den schon Sinkenden mit gewaltigem Faustschlag an die Brust.

Nur ein dumpfer Ton, kaum hörbar, wie ein leises, letztes Seufzen kam von Felix' Lippen. Er fiel zurück, in jähen, hartem Fall schlug sein Rücken auf die Zimmerwand. Dann tam eine große Stille. Nichts regte sich auf der weißen Fläche, seit der Mann mit stetigen, großen Schritten über sie davongegangen. Im Schweigen stand der kleine Kiefern-wald, und um seine rothen Stämmchen, durch seine graugrünen, düstigen Krone spielte der Wind. Hinter dem ver-schauten Fenster des kleinen Häuschens ward der rothe Feuerchein matter. Einmal flog ein Haß über den verschneiten Strand.

Er war ausgeschickt durch den harten Winterhall von Schritten, die über den gefrorenen Boden daherkamen.

Adrian und Höbe betraten den Strand. Sie boaten am Saum des Kieferntrichtes um die Ede und näherten sich schweigend und rasch dem Häuschen zu Füßen des fahlen Wartturms.

Ein Schrei rind ein Ruf des Schre-dens erschall.

Sie hatten den stillen Mann gesehen, der mit dem Oberkörper auf den Stein-nen lag und die Füße weit vorstreckte in den Schnee.

Sein Gesicht zur Seite gefehrt, war bläulich-weiß, und die Steine, die ihm als Kopfstücken dienten, waren von Blut übertronnen; an Lippen und Wangen klebten noch die rothen Tropfen.

Der gewaltige Stoß und Fall hatte die Gefäße der schon erkrankten Lunge zerplatzt und der Strom des Lebens hatte sich erschaffen . . .

„Ist er tot?“ rief Höbe jammernd.

„Ich glaube nicht,“ sagte Adrian, dem alle blühende Farbe aus dem männlichen Gesicht gewichen war.

„Thür auf — Bett zurecht!“ befahl er rauh, indem er eine Stellung suchte, die ihm gestattete, den Körper des Lie-genden zu erfassen. Das war schwer. Die Steine rollten unter seinen Füßen hinweg. Aber endlich gelang es ihm.

Adrian war ein Hübe von Gestalt und Kraft, aber dennoch ward ihm die Stirn feucht und der Athem keuchend, bis er den in seiner Leblosigkeit Leichenschnur auf das Bett gelegt hatte.

Ritternd stand Höbe da und sah den Unterzungen Adrians zu. Der forschte an der Brust und fühlte den Puls und brachte seinen Mund den Lippen des Freundes nahe, um seinen Hauch wahrzunehmen.

„Er lebt noch,“ sagte Adrian leise.

Aber er sah es mit tiefer Erschütterung: der einst vor dem Tode geflohen war in das Leben, der floh nun vor dem Leben hinaus in die ewige Stille des Todes.

Sie suchten ihm wohlzutun. Höbe holte Schnee und wusch ihm vorständig von Wangen und Mund die schrecklichen Spuren. Und Adrian betete ihm so flach, als es auf dem Saum mit den bleischwarzen Federbetten nur möglich war.

Adrian dachte nach, wie man am schnellsten einen Arzt beschaffe.

Der Tag ging zu Ende, in einer halben Stunde mußte die Sonne hinunter sein.

Er konnte Höbe unmöglich hier allein lassen. Das hieß, sie Schreden und Grauen preisgeben — denn der Arme da konnte jeden Augenblick sterben, er konnte vorher einen erneuten Blutsturz bekommen, oder er konnte er-wachen, phantasmieren, schreckliche Todes-angst bekommen — Adrian konnte sich als Laie nicht vorstellen, was sich alles noch ereignen könne. Aber das sah er auch als Laie, daß hier der Tod am Bett lag.

Und das war keine Gesellschaft für die junge Höbe, die den Tod noch nicht gesehen. Allein sollte sie ihm leben-dig nicht zuerst ins Auge blicken. Adrian trampfte sich das Herz vor Mittel zusammen, wenn er sich das nur vorstellte.

Aber sie allein in den sinkenden Abend hinausgehen zu lassen, das war ihm auch sehr angstvoll. Wie er Höbe konnte, würde sie dann laufen und

laufen, bis sie das zwei Stunden ostwärts von Collasborg gelegene Dorf erreicht, wo ein Arzt wohnte. Laufen, dem Wind entgegen und bei der Nacht.

Höbe stand am Herd und legte Holz in das Feuer, die Gluth umgoldete ihre ganze Gestalt.

„Ich werde sie versprechen lassen, langsam bis zu mir zu gehen und von dort einen Knecht zum Doktor reiten zu lassen. Sie tann dann zu Conradine fahren . . .“

Er mochte den Gedanken nicht zu Ende verfolgen.

Eben trat er zu ihr und legte liebe-voll den Arm um ihre Schulter und wollte sprechen, da fuhren sie beide zusammen.

Felix hatte geseufzt.

Sie traten an das Bett. Mit geschlossenen Augen, noch wie ein Todter anzusehen, lag Felix unverändert da. Sanft erfaßte Adrian die eine der bleichen Hände. Da schlossen sich die Finger mit einem kaum merklichen Druck um die seinen; Adrian wagte nicht, sich zu rühren. War es eine bewußte oder eine unwillkürliche Bewegung gewesen?

Mit gespannter Aufmerksamkeit beobachteten sie das weiße Gesicht.

Felix bewegte die Lippen wie ein Türendr. Schnell sprang Höbe an den Tisch, nahm die Flasche und neigte ihren kleinen Finger mit dem Wein.

Er schickte sie die Feuchtigkeit auf die verdorrten Lippen des Sterbenden.

Wenn er doch nur zu sich käme, dachte Adrian verzweifelt, damit er wenigstens sagen könnte, was ihm passiert ist. Da waren doch Fußspuren im Schnee. Es ist jedamod hier gewesen — sicherlich — vielleicht jemand, mit dem er gerungen hat.

Felix schien noch immer seine Hand festzuhalten, wenigstens hielt Adrian das schwere Gewicht, mit dem die Hand auf der seinen lag, für einen Druck. Er suchte auch, daß der Sterbende hören könne, wenn er zu Höbe vom Arzt und von der Nothwendigkeit, Conradine zu benachrichtigen, spreche.

Er dachte noch angstvoll hin und her, und Höbe sah ihn noch angstvoller an, als es draußen laut wurde.

Kärrerrollen, ein Pferdewiehern, dann Schritte.

Die Thür ward aufgerissen.

Und dann ein Schrei!

Conradine, die gekommen war, einen Verzicht zu sich zurückzuführen und einen an sich selbst Verzweifeln den an seine Pflichten gegen sie zu mahnen — Conradine fand einen Sterbenden!

Sie stand und starrte das Entsetzliche an. Höbe fiel ihr aufwendend um den Hals. Sie schob sie beiseite.

Langsam ging sie vorwärts auf das Bett zu.

„Hier ist mein Platz,“ sagte sie laut.

Adrian erhob sich, er trat schein beiseite. Scheu vor der Frau, die nach dem ersten Schrei des Entsetzens ihren Schmerz und ihre Angst zu bändigen bestand und dasaß wie ein Bild von Stein.

Adrian ging hinaus und hieß Handwerker mit dem Jagdwagen davontas-en zum Arzt. Er kam zurück und fand Conradine unbeweglich wie zuvor.

Er trat an das Fußende des Bettes und sah auf den Sterbenden und auf das Weib.

Er konnte das Wunder beinahe nicht fassen. Gerade sie, die er als immer Aufklammernde, als leidenschaftlich Mittergriffene kannte, deren Seele war wie ein ungezügelter Feuer, in das die Winde von allen Richtungen bläsen können und es hochlodern lassen — gerade sie hätte weinen, klagen, verzweifeln sollen, meinte er.

Ein fern: Ahnung dämmerte in ihm auf, daß diese Frau in den vergangenen Stunden Schmerzen durch-gelitten, gegen die es Wohlthat und Ruhe bedeuten mußte, den Geliebten durch den Tod befreit zu sehen — und ward er nicht dadurch für ewig bei ihrer? Keine Kämpfe konnten ihn ihr mehr nehmen, nicht die Welt konnte mehr zwischen ihn und sie treten, kein Weib der Zukunft konnte ihr sein Herz rauben. Sie und ihre Liebe waren der Inhalt und Schluß seines Lebens gewesen.

Wenn man jemand an das Leben verliert, hat man ihn wahrhaft verloren. Aber einen theuren Menschen an den Tod verlieren, heißt zugleich ein wunderbares Eigenthumsrecht an ihn gewinnen.

Felix bewegte sich. Es schien, als wolle er einen tiefen Athemzug thun, aber nur ein seltsam röhrender Laut tam über seine Lippen, ein Laut, wie Höbe ihn noch nie gehört, und vor dem sie erschrak bis in ihre tiefste Seele. Kündigte sich so der Tod an? Und wo war Schutz vor seiner fürchterlichen Nähe? Wo anders als an der breiten Brust und in den starken Armen, in denen Sicherheit war vor jeder Noth des Lebens und des Todes.

Höbe schlich sich zu Adrian heran. Und er, die Bangigkeit ihres Herzens errathend, nahm sie an sich und hielt seine Arme um sie.

„Aber er, die Bangigkeit ihres Herzens errathend, nahm sie an sich und hielt seine Arme um sie.“

Enger und enger schmiegte sich Höbe an Adrian. So von sicherem Port aus sah sie mit großen Augen den stillen Wundern des Todes zu.

Ihr war, als säße sie eine Gestalt, schon wie ein Engel, ernst und gültig wie Gott selber. Und sie sah die hohe Gestalt sich über den bleichen Mann neigen und seine Hand ergreifen, wie um ihn hinwegzuführen in sanfter Bitte: Komm mit! Und ihr war, als gehe ein goldener Glanz aus von dieser

Gestalt und werftriedenslicht auf des Sterbenden Stirn und in Conradine's Herz.

Thränen rannen aus ihren Augen, und ein Jittern durchschüttelte ihre Gestalt.

Adrian presste sie fester an sich.

So standen sie lange in Schweigen, Brust an Brust wie zwei Menschen, die zusammen geschmiebet sind für immerdar.

Und langsam erwuchs in ihnen ein Gefühl — der Instinkt der Kraft — und in allem Schmerz und in allen Schauern vor der Nähe des Todes mußten sie dies Gefühl gewaltfam zu rüchdämmen, daß es nicht in heller Flamme aufjuble. Sie begriffen selbst nicht, was es war — es hob sie hinauf zu einem siegesfreudigen Gefühl der Gesundheit, der Stärke, des Glücks, zu einem Wunderglauben an eine Zukunft. Und es war, als strömte ihnen aus tausend Quellen Segen zu, und als unwiderrliche sie Natur, in deren Stille und Einfachheit sie lebten und arbeiteten, wie mit friedvoller Tempelheiligkeit.

Der Sterbende bewegte sich. Er schlug die Augen auf.

War es ein bewußter Blick? Kehnte noch einmal vor ihrer Flucht die Seele zurück von den Grenzen des unbefannten Landes?

Conradine erhob sich, still gefaßt. Sie wies mit deutender Hand nach der Thür: der letzte Blick des Geliebten sollte ihr gehören, in heiliger Einfachheit wollte sie seinen Tod heranzwachen.

Adrian sagte Höbe an der Hand.

Und sie, in der blühenden Kraft ihrer Jugend und ihres Glückes, hoben hinweg von der Stätte des Todes hinaus in das Leben.

(Schluß.)

Handelsverkehr im Golfgebiet.

Das der Unternehmungsgeist der amerikanischen Geschäftsleute die günstigen Gelegenheiten, welche Cuba und Porto Rico bieten, nun in ausgedehntem Maße auszunutzen wird, versteht sich von selbst. Amerikanisches Capital ist schon zuvor in der Landwirtschaft und Verarbeitungsindustrie der Inseln angelegt gewesen, es wird sich, wie die Antündigung großer Subditale zeigt, nun noch intensiver betheiligen, ebenso der Handel die Vortheile wahrnehmen, die ihm durch die neue für diese Gebiete zu verfügende Politik erwachsen.

Mit dem Fall des spanischen Monopols ist der Handel der Inseln dem Wettbewerb aller Länder unter gleichen Bedingungen geöffnet. Die vier Staaten sind, wie zuvor geographisch, nun auch politisch die „nächsten“ dazu; man darf wohl erwarten, daß sie bei der Hand sein werden, um nicht, wie dies in unseren kommerziellen Beziehungen zu den mittel- und südamerikanischen Ländern der Fall ist, mit veralteten Verträgen veräufertes nachholen zu müssen.

Vor Ausbruch der letzten Rebellion belief sich die Einfuhr von Cuba jährlich auf 78 Millionen, die Ausfuhr auf 66. Von letzterer ging der größte Theil nach den Ver. Staaten, an der Einfuhr aber waren dieselben nur mit zwölf Millionen betheilt. Durch die Entwidlung der weiteren Hilfsquellen der Insel wird die Production derselben wie die Consumtionsfähigkeit der Bevölkerung bedeutend gesteigert werden, aber selbst unter den alten Verhältnissen übte sich immer noch ein Feld von 66 Millionen der Einfuhr, von welcher wir uns den beträchtlichsten Theil zu erobern suchen müßten. Porto Rico führt im Jahre Waaren im Werthe von etwa hiebzehn Millionen ein, seine Ausfuhr beläuft sich auf ungefähr die gleiche Summe. Aus den Ver. Staaten wurden im vorigen Jahre Waaren im Werthe von \$1,500,000 nach Porto Rico verkauft, unser Bezug von dort belief sich auf \$2,414,000, so daß auch da noch ein beträchtliches Gebiet zu gewinnen ist. Bisher ist Spanien der hauptsächlichste Lieferant gewesen, indem es die Einfuhr aus anderen Ländern durch höhere Zölle erschwerte. Diese fallen jetzt fort. Die Ver. Staaten verzichten darauf, sich eine bevorzugte Stellung zu sichern; bei der Einführung gleichmäßiger Zölle für die Einfuhr aus allen Ländern vertrauen sie auf die Concurrenzfähigkeit ihres Handels und ihrer Industrien.

Der Antheil daran wird sich über das ganze Gebiet der Ver. Staaten erstrecken, vorläufig, bis zur Herstellung eines interoceanischen Canals, auf den Ofen und den mittleren Westen. Die Häfen der atlantischen Küste werden die erwartete Zunahme des Handelsverkehrs ebenso spüren wie das Mississippithal, dessen Wasserstraßen und Eisenbahnsysteme bequeme Wege bieten, die Produkte des inneren Landes nach dem Golf zu befördern. Die dortigen Hafenstädte, besonders Mobile, New Orleans und Galveston, hoffen auf einen lebhaften Aufschwung ihres Schiffsverkehrs, der nicht ausbleiben wird, wenn eine weitläufige Handelspolitik der geschäftlichen Energie zur Seite steht. In einer Aufzählung an den New Orleans Times-Democrat bespricht Stowesant Fish, Präsident der Illinois Central-Bahn, die Ausichten, welche sich durch die Resultate des Krieges in Verbindung mit der Reciprocity-Politik für die Städte der Golfküste, speziell New Orleans, und deren Hinterland ergeben werden und befürwortet zur Förderung des Verkehrs Subsidirung für die Schiffahrt nach dem Muster der europäischen Seehandels-Nationen. Es ist über diese Förderung schon viel für und wider gesagt und geschrieben worden; ein gutes Argument zu Gunsten derselben bringt Herr Fish vor, indem er darauf hin-

weist, daß die Subsidirungspolitik für uns ja kein neues Experiment ist, daß wir der liberalen Ausübung derselben den Eisenbahnen gegenüber durch Landbeschlungen die erstauuliche Entwidlung unseres Eisenbahnsystems verstanden, das dadurch in den Stand gesetzt wurde, den Bedürfnissen des Landes voranzueilen und der Befriedigung weite Gebiete zu erschließen, in welche sich die überschüssige Bevölkerung der älteren Staaten und eine massenhafte Einwanderung ergießen konnte. Der Vinnander- und Küstenverkehr hat den Schutz des Ausschusses ausländischer Fahrzeuge genossen und sich infolge dessen mächtig entwickelt, der Oceanverkehr ist stetig zurückgegangen. Die Mehrzahl der Schiffe, die in unseren Seehäfen verkehren, sind fremdlandische Flaggen. Der überzeitliche Handel der Ver. Staaten bezieht sich im Jahre auf achtzehnhundert Millionen, nur neun Prozent derselben werden von amerikanischen Fahrzeugen befördert.

Zwei amerikanische Familien.

Die bürgerlichen Einrichtungen der Ver. Staaten kennen keinen Geburtsadel. Die Aristokratie förmlichen Reichthümer überdauert selten die zweite Generation, der Adel des Geldes ist eine Gabe, die gewöhnlich mit dem Dasein des so Beagten erlischt; wir können keine Patriziergeschlechter; aber einige Familien hat es im Laufe unserer politischen Geschichte gegeben, in welchen sich seltene Anlagen und Fähigkeiten des Geistes durch Generationen vererbt haben. Daran erinnert der Fall von Thomas F. Banard, dessen Ableben man jetzt entgegen sieht. Seine Familie und die der Adams gehören zu diesen außerordentlichen Erscheinungen.

James Ashton Banard, der im Jahre 1767 geboren wurde und 1815 starb, gehörte in den Jahren von 1804 bis 1814 dem Bundesrat an. Sein ältester Sohn, Richard H. Banard, geboren in 1796, gestorben in 1865, vertrat Delaware von 1836 bis 1839 im Bundesrat, sein zweiter Sohn, nach ihm James A. genannt, 1799 geboren und 1880 verstorben, war von 1851 bis 1869 Senator von Delaware. Thomas Francis Banard, im Jahre 1828 geboren, wurde 1869 Nachfolger seines Vaters im Senat und hatte den Posten bis zum Jahre 1885 inne, wo er als Staatssekretär in Präsident Cleveland's Cabinet trat. Als Cleve-laad im Jahre 1893 zum zweiten Male Präsident wurde, ernannte er Banard zum Gesandten in England. Drei Generationen hindurch ist die Familie im Senat vertreten gewesen, durch den Großvater, den Vater, den Onkel des Letzteren und durch diesen selbst. Am die Mitte dieses Jahrhunderts gehörten zwei Mitglieder einer Familie, Vater und Sohn, gleichzeitig dem Senat an, Henry Dodge von Wisconsin und A. C. Dodge von Iowa.

Aus der Adams-Familie gelangten zwei Mitglieder zur Präsidentschaft, John Adams, der im Jahre 1796 gewählt wurde, und John Quincy Adams, im Jahre 1826. Dieser erhielt sein Amt durch Abstimmung im Repräsentantenhaus, da die Wahl im Electoral-Collegium resultatlos geblieben war. John Adams und John Quincy Adams waren Federalisten und Whigs, wie es auch James A. Banard, der Erste, und Richard Henry Banard gewesen waren. Die späteren Mitglieder beider Familien waren Demokraten.

Charles Francis Adams war im Jahre 1784 mit Martin Van Buren auf dem Titel als Candidat für die Vicepräsidentschaft; auf der Mai-Convention der Liberal-Republicaner im Jahre 1872, welche Horace Greeley nominirte, wäre er vielen als Candidat beliebt gewesen; im Jahre 1876 war er demokratischer Gouverneurs-Candidat in Massachusetts; einer seiner Söhne, John Quincy Adams, hat in der Legislatur von Massachusetts eine hervorragende Rolle gespielt.

Doch die bedeutende Stellung, welche die Träger dieser Namen in der politischen Geschichte des Landes eingenommen haben, nicht dem bloßen Prestige ihres Namens zuzuschreiben ist, ergibt ein Ueberbild über die große Zahl so vieler hervorragender Persönlichkeiten, deren Würden und Ansehen nicht auf die Söhne übergegangen sind. Ein naheliegender Beispiel ist die Nachfolge, welche bei der ersten Wahlskampagne für das Größere New York der Sohn des plötzlich verstorbenen Henry George auf dem Titel der Partei derselben anzutreten versuchte. Bei den Banards wie bei den Adams hat es gegeben, wie überall bei nicht beerbtem hiechen und festgelegtem Besitz: Was Du ererbt von Deinen Vätern hast, erwirb es um es zu besitzen.

Der Emir von Afghanistan, Abdurrahman Khan, hat vor Kurzem, wie persische Blätter berichten, in seinem Harem eine Bibliothek errichtet, die jetzt schon über 5000 Bände zählt. Die Bibliothek enthält nicht nur die Werke arabischer, persischer, türkischer und indischer, sondern auch die europäischer Schriftsteller, als Paul de Rod, Alexander Dumas, Eugen Sue etc. Letztere natürlich in irgend eine orientalische Sprache übersetzt. Das betante arabische Wort „Tausend“ und eine „Nacht“ findet sich in nicht weniger als 280 Exemplaren vor. Der Emir giebt für diese Bibliothek, die unter Aufsicht zweier Eunuchen steht, jährlich 3000 Rupien aus. Der schlaue Emir! Wie viel Stunden im Jahre wird nicht die eiferfüchtige Kabelle der Harem-schönen von ihm durch ihre Liebe zu den pikanten Büchern abelennt sein.